

Jörg Reichlin

**IM RAMPENLICHT –**  
**verrückte Episoden aus Theater und Film**

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2023

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-496-6

Copyright (2023) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte bei Jörg Reichlin  
<https://www.joerg-reichlin.ch>

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

Schweizerische deutsche Rechtschreibung

Titelbild © Jörg Reichlin  
Szene aus „Am Rande der Zeiten“.  
Ein Film von Jörg Reichlin.

[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

18,00 Euro (D) · 18,60 Euro (AT) · 18,00 CHF (CH)

Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

## IN EINEM DER BERÜHMTESTEN STUDIOS DER WELT

Hier wurden so berühmte Filme wie „Der Panzerkreuzer Potemkin“ gedreht, man kann sich vorstellen, wie aufgeregt ich war, als ich in Ostberlin dieses Studio betrat. Ich spielte die männliche Hauptrolle in Gottfried Kellers „Ursula“, den Hansli Gyr, der aus dem Krieg in seine aus den Fugen geratene Heimat zurückkehrt. Im Babelsberger Studio waren an diesem ersten Drehtag aus allen Abteilungen Mitarbeiter zusammengeströmt und standen jetzt, wo immer Platz frei war, in den Kulissen. Sie alle wollten diesen Hansli Gyr, diesen langhaarigen Schauspieler aus dem Westen sehen. Mal kiecken, was der so draufhat. Bekannte Schauspieler aus dem Westen und dem Ostberliner Brecht-Ensemble spielten hier in der Dekoration «Buchdruckerei Froschauer». Ich selber war ein blutjunger Schauspieler und hatte kaum Filmerfahrung. Ausgerechnet in meiner ersten Szene musste ich hier ausser Atem eine Eilmeldung vom Schlachtfeld überbringen. Und das mit nicht zu wenig Text! Die Regieassistentin zeigte mir meinen Platz in den Kulissen, von wo ich auftreten soll. Also stand ich da und wartete auf das „action!“ des Regisseurs. Doch das liess auf sich warten. Ständig musste das Make-up von Darstellern verbessert oder an der Kulisse herumgebastelt werden. Direkt hinter mir war ein alter 10'000 Watt Scheinwerfer aufgebaut, der mich heiss wie ein Backofen anstrahlte. Ich wartete und wartete. Das Ding hinter mir war auf einem ausladenden Ständer geschraubt und hatte den Durchmesser eines Lastwagenrades. Es trieb mir den Schweiß aus den Poren. Mir blieb nichts anderes, als ständig meinen Text vor mich hinzumurmeln und meine Glieder zu lockern, die sich zu verkrampfen drohten. Nach aussen mimte ich Gelassenheit, verdrehten doch die Zuschauer in den Kulissen die Köpfe nach mir. Ich trug als mittelalterlicher Krieger einen Harnisch und blecherne Armeisen. Meine Lederhose wurde von einem mächtigen Gürtel zusammengehalten, an dem auf der einen

Seite ein langes Schwert baumelte. Auf der anderen Seite stak ein unförmiges Ding, das aussah wie ein riesiger Eispickel. Der Regisseur hat es speziell für den Söldner Hansli Gyr schmieden lassen, es sollte so recht martialisch aussehen, obwohl nie in einer mittelalterlichen Schlacht ein solches Teil verwendet wurde. Dieser «Rieseneispickel» war nur hinderlich beim Gehen und Reiten.

Die Regieassistentin kam aufgeregt zu mir, ob ich bereit sei. Was für eine Frage, stand ich doch schon über eine Viertelstunde in den Startlöchern. Ich nickte. Nochmals den Text... Wie fängt er nur an!?! Keine Zeit mehr, der Regisseur rief „action!“ Schwer atmend stürmte ich los – doch was war denn das!?! Ich kam nicht vom Fleck. Ein kriegserprobter Söldner lässt sich nicht beirren. Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen den unsichtbaren Widerstand. Ich schaffte es bis ins Scheinwerferlicht von Froschauers Druckerei ... da ergoss sich ein schallendes Gelächter über mich! Es traf mich wie ein Donnerschlag. Der erste Auftritt im internationalen Film und schon hatte ich es vermasselt. Aber warum, verdammt nochmals, lachen die, ich hatte doch noch gar nichts gesagt!?! – Da sah ich es. Mein martialischer Eispickel hatte sich im 10'000 Watt Scheinwerfer verhakt! Ich hab ihn mitsamt seinem Ständer mitten auf die Szene gezogen! Die Leute japsten vor Lachen. Als ich sah, was ich da im Schlepptau hatte, lachte ich mit. Das Eis gebrochen. Später schaffte ich die Szene ohne weitere Slapstick Einlage. Doch ich fragte mich allen Ernstes, ob ich nicht besser Clown geworden wäre.

## DÜRRENMATT AUF DIE BÜHNE

Dürrenmatt als Regisseur auf der Pfauenbühne zu erleben, das war schon pures Theater an sich. Er inszenierte „Emilia Galotti“, wir Schüler von der Schauspielakademie durften der Probe beiwohnen. Dürrenmatt – im Dauerclinch mit Dramaturgen – liebte Schauspieler. Auch uns Schüler begrüßte er mit interessiertem Blick und wohlwolgendem Nicken, als wir uns ein paar Reihen hinter ihm in den Zuschauerraum setzten. Auf der Bühne nagelte ein Schauspieler als Sargmacher Nägel in den Sarg einer Verstorbenen. Er tat dies weihewoll in ehrwürdigem Gedenken an die Tote. Da löste sich Dürrenmatt von seinem Plüschsessel und kraxelte schwer atmend das kleine Treppchen zur Bühne hoch, nahm dem Schauspieler den Hammer aus der Hand und schlug völlig pietätlos den nächsten Nagel in den Sarg – peng peng peng. „So müssen sie das machen. Sie spielen einen Sargmacher, den interessiert nur, dass er den Nagel nicht krumm ins Holz schlägt.“ Sogleich wirkte das Geschehen auf der Bühne authentischer und gleichzeitig brutaler. Ich habe diese Szene nie mehr vergessen. Damals wusste ich noch nicht, dass ich später einmal einen Dürrenmatt inszenieren werde.

Zwanzig Jahre danach durfte ich auf einer Burg ein Stück inszenieren, meine Wahl fiel auf „Den Prozess um des Esels Schatten“ von Friedrich Dürrenmatt. Da dieser Stoff nur als Hörspiel vorlag, schrieb ich ihn zu einem Theaterstück um. Da mietet im alten Griechenland der Zahnarzt Struthion auf dem Markt einen Esel beim Treiber Anthrax und reitet mit seinem dicken Wanst auf dem Rücken des armen Tieres schwitzend durch die Wüste. Erschöpft von der glühenden Hitze setzt sich der Zahnarzt bei einer Rast in den Schatten des Esels. Da verlangt der Eseltreiber Anthrax nochmals zehn Drachmen von ihm, habe er ihm doch den Esel, aber nicht dessen Schatten vermietet. Es kommt zum Streit, der ausartet, beide landen vor Gericht.

Während des immer länger werdenden Prozesses zieht der windige Anwalt dem Eseltreiber sämtliche Ersparnisse aus der Tasche. Zu guter Letzt muss der völlig verarmte Anthrax seine Frau verkaufen. Noch immer gibt keiner der beiden Streithähne nach, die Stadt zerfällt in zwei Parteien, die sich bis aufs Blut bekriegen. In der Not wird aus der Weite des Meeres der trunksüchtige Seeräuber Tiphys herbeigerufen. Der nicht auf den Kopf gefallen, macht gleich mit beiden Seiten einen Kontrakt. Als keine der Parteien das Kriegsgeld zahlen kann, fackelt Tiphys grölend vor Lust die ganze Stadt ab. „Sieht so schön aus, wenn sie brennt!“ Aber Ende gehen die Bewohner in den Ruinen ihrer ausgebrannten Stadt auf den Schuldigen los – den Esel!

Die zahlreichen Schauplätze und vielen Figuren des Hörspiels musste ich auf eine Bühnentaugliche Fassung umschreiben. Da galt es einige Probleme zu lösen. Liebend gern hätte ich Dürrenmatt angerufen und mir bei ihm Rat geholt. Doch ich traute mich nicht und schob den Anruf immer wieder hinaus. Den ganzen Winter arbeitete ich an der Fassung. Immer wieder dachte ich, der beisst dir den Kopf schon nicht ab, wenn du anrufst. Du weißt ja, er liebt Theaterhandwerker. Eines Morgens schlug ich die Zeitung auf und las in dicken Lettern „Friedrich Dürrenmatt ist gestorben“. Ja hättest du nur früher, doch es war zu spät. Es blieb wenig Zeit zum Trauern, ich hatte einen Vertrag und musste meine Arbeit beenden.

Die vielen Schauplätze strich ich auf ein Dutzend zusammen, die rund sechzig Rollen reduzierte ich auf zwanzig. Ein paar Szenen und Lieder schrieb ich neu. Dafür Dürrenmatts Einverständnis einzuholen war es zu spät. Da klingelte eines Tages mein Telefon, der Anruf kam aus Berlin. Der Verlag hatte meine Fassung gelesen und wollte sie verbieten mit der Begründung, da sei einiges von mir verändert und hinzugefügt worden. Wir standen zwei Wochen vor der Premiere! In der Frankfurter Presse waren schon Artikel erschienen, was der Schweizer Regisseur wohl mit dem Stück seines Landsmannes anstellen werde. In einem langen Gespräch versuchte ich den Berliner Ver-

leger zu überzeugen, dass das Hörspiel nicht bühnentauglich sei und ohne zusätzliche Szenen nicht aufführbar wäre. Im wusste natürlich, Dürrenmatts Stammverlag in Zürich hatte mir für die Bühnenfassung grünes Licht gegeben. Doch für die deutschen Rechte war der Berliner Verlag zuständig und ich fürchtete einen Rechtsstreit, der unsere Premiere sabotiert hätte. Endlich kam aus Berlin das erlösende Wort: „Dann machen sie mal.“

Dann kam der Premierenabend. Der Applaus wollte kein Ende nehmen. Die Kritiken der Frankfurter Presse waren des Lobes voll. Die Theaterzeitung „Der Akt“ widmete eine ganze Ausgabe dieser Inszenierung. Ich selber war heilfroh, hatte das mit Fackeln geschmückte Seeräuberschiff, das ich durchs Publikum segeln liess, keinen Schaden angerichtet. Und erst recht, dass am Schluss die in Flammen aufgehende Stadt – wir hatten mit echtem Feuer gearbeitet – nicht die ganze Bühne abfackelt hatte. Das musste alles authentisch sein. Immer wieder erinnerte ich mich, wie der Sargmacher die Nägel ins Holz hämmern sollte, einfach rein damit und ja nicht krumm!

Ganz leise in meinem Herzen sagte mir eine Stimme, „ich glaube, Dürrenmatt hätte an diesem Abend seine Freude gehabt ...“

## ALS DIE BÜHNE EXPLODIERTE

Galaxien explodierten, farbige Lichtschweife durchzuckten den Raum. Dahinter erahnte ich im Dunkeln den Zuschauerraum. Es war Premierenabend im Stadttheater Winterthur. Ich spielte im Theaterstück „Der Regenschauer“ die Titelrolle. Doch ausgerechnet in den Wochen zuvor bekam ich im linken Auge eine Regenbogenhautentzündung. Starke Medikamente und Spritzen direkt ins Auge sollten Heilung bringen, eine schwarze Augenklappe Licht von der Entzündung fernhalten. Ich sah aus wie ein Pirat, aber keinesfalls wie ein Regenschauer.

Das Stück spielt im Süden Amerikas. Eine verheerende Dürre lässt auf den Feldern der Farmersfamilie Curry das Vieh verenden. Eines Abends taucht ein abenteuerlicher Kerl bei ihnen auf und behauptet, er könne Regen vom Himmel zaubern. Wäre ich mit meiner Piratenaugenklappe bei ihnen erschienen, hätten die mich als Gauner postwendend zur Tür rausgeschmissen. Also hatte ich dem behandelnden Arzt das Zugeständnis abgerungen, dieses hinderliche Ding für die Zeit der Aufführung beiseite legen zu dürfen, hatte es mich schon auf den Proben stark behindert. Mit nur einem Auge verlor ich jegliches Gefühl für Distanzen und prallte immer wieder in Möbel oder Kollegen.

Nun war Premiere. Ich freute mich, heute Abend den wunderbaren Auftritt vom Regenschauer ganz ohne Augenklappe spielen zu dürfen. Doch noch immer bekam ich Atropin und Cortison ins Auge gespritzt. Vor Aufregung zitternd, stiess ich wuchtig die Türe zu den Curries auf und stand plötzlich im grellen Scheinwerferlicht. Galaxien explodierten, in meinen vom Atropin geweiteten Pupillen tobte das Chaos, meine Mitspieler sah ich nur als verschwommene Schatten. „Ich muss abbrechen, dem Direktor melden, mit einer Lightshow im Kopf kann ich nicht Theater spielen!“ Mein zweiter Gedanke allerdings war: „hey,

wen spielst du da!? Den Regenmacher! Ein mit allen Wassern gewaschener Kerl. So einer wird doch wegen ein bisschen Lichtspektakel im Kopf nicht von der Bühne gehen“. Also bemühte ich mich, so zu tun, als gäbe es diese flackernden Lichtorgien nicht und fokussierte mich ganz auf meine Rolle. Ich hatte zwar immer noch Mühe, Distanzen richtig einzuschätzen, so dass mir die Kollegen nach der Vorstellung fragten, ob ich bewusst so ein komisches Ballett aufgeführt hätte, ständig ein bisschen vor- und rückwärts tänzelnd? Mir selber war das nicht bewusst, war ich doch viel zu beschäftigt, das explodierende Universum vor Augen in mein Unterbewusstsein zu verdammen. Zum Glück kannte ich die Choreographie meines Auftritts wie im Schlaf. Und das Eigenartige war, ich gewöhnte mich mit der Zeit so an diesen Funkenregen, dass es mir schien, als gehöre er zu meiner Rolle. Als wäre der Regenmacher eben auch ein Sternenzauberer, der mit seinem magischen Stab funkelnde Lichter durch den Raum zog, um diese Farmer für sich einzunehmen. Was ja dann bei Tochter Lisi auch wunderbar gelang.

Der Vorhang fiel. Ebenso froh wie erschöpft war ich, als diese verrückte Vorstellung endlich zu Ende war und mein Auge hinter der Klappe wieder Ruhe fand. Und das Verrückte war, die Zuschauer haben von meinen Kämpfen auf der Bühne nichts mitbekommen. Im Gegenteil, sie fanden mein tänzelndes Spiel ganz charmant und passend zu dem liebenswürdigen Schwindler.

## DIE LIEBE SOUFFLEUSE

Leg dich nie mit der Souffleuse an, hörte ich schon als junger Schauspieler von einem älteren Kollegen, sie könnte sich rächen. Souffleusen sind oft ehemalige Schauspielerinnen, die sich von ihrem Beruf sicher mehr erträumt haben, als unter der Bühne in einem Kabäuschen zu sitzen und Abend für Abend das ganze Stück mitlesen zu müssen. Unter den meist liebenswürdigen Damen ist mir eine besonders in Erinnerung geblieben.

Shakespeare, zweitausend Zuschauer auf den Rängen, es lief die Schlusszene. Vom grossen Poeten in wundervoll gedrechselten Versen schwur ich gerade meiner Liebsten, dass ich sie ewig liebe. Bis dahin lief die Vorstellung gut, das Publikum war gutgelaunt und beifallsfreudig und ich in Gedanken vielleicht schon beim wunderbaren Beerenwein nach der Vorstellung, als mir mitten im Satz ... plötzlich der Rest nicht mehr einfiel. Wums, die Worte waren weg! In meinem Kopf gähnende Leere. Keine Ahnung, was für ein Gesicht ich da machte, es sah bestimmt nicht sehr geistreich aus. Aber man ist ja Schauspieler und versucht das verzweifelt nach Worten Suchen zu überspielen. In diesem Moment hörte ich aus dem Kasten der Souffleuse: „Da wersch de Liesen haben“. Was war denn das!? Ich muss entgeistert in ihre Richtung geguckt haben, denn jetzt hörte ich sie wieder, diesmal eindringlicher: „Da werschen det Liehsen hubn“. Ich verstand nur Bahnhof. Ich war schon eine gefühlte Ewigkeit wie der Ochse am Berg vor meiner Angebeteten gestanden und wäre vor Scham am Liebsten im Bühnenboden verschwunden. Jetzt zischte die Souffleuse so laut und ärgerlich, dass es das Publikum hören musste: „Da scherschen des Lieschen heben!!“ In meiner Not fing ich an so verliebt zu lächeln, wie es in dieser Situation nur ging und stammelte: „Wisse nur das eine ... ich liebe dich ... über alles ... will ... dein sein ... für immer und ewig!“ War nicht Shakespeare, alles frei erfunden, aber

dem Sinn nach richtig. Dabei ging ich auf sie zu, zog sie an mein Herz und schloss sie in die Arme. Stille. War das falsch? Hatte ich überzogen? Kannten die Leute den richtigen Text? – Applaus. So stark wie noch selten an dieser Stelle. Gerettet. Ich war knapp dem Bühnentod entronnen!

Nach der Vorstellung auf dem Heimweg dachte ich nochmals über das Geschehene nach. War es die Aufregung, dass ich die Souffleuse nicht verstand? Meine Kollegen versicherten mir, sie hätten die Souffleuse auch nicht verstanden. Da erinnerte ich mich an ein Ereignis. In einer der ersten Proben soufflierte mir die gute Frau meinen Text viel zu schnell. Da habe ich ihr – ganz bestimmt ärgerlich – zu verstehen gegeben, ich könne den Text sehr wohl, habe aber eben eine Kunstpause gemacht.

Was hatte der ältere Kollege noch gesagt? „Sei immer recht freundlich zu den Souffleusen, denk daran, sie können sich rächen“.

## DIE WEISSEN SCHUHE IM SLUM

Kuba hatte die Drehgenehmigung verweigert. „Ernstfall in Havanna“ drehten wir dann in der Dominikanischen Republik. Ich spielte den zwielichtigen Stäubli. Zu meinem weissen Anzug hätten weisse Schuhe gehört. Im Chaos der Vorbereitung in der Schweiz hatte die Kostümbildnerin keine mehr auftreiben können. Sie fragte mich, ob ich mich selber auf die Suche hier in Santo Domingo machen wolle. Ich hatte drehfrei und wollte die Stadt mit ihrer faszinierenden Geschichte ohnehin erkunden. Es war ein glühend heisser Tag, der Asphalt flimmerte in der Hitze und ich lief endlos durch das Gewirr der Strassen und Gassen und bald wusste ich nicht mehr, wo ich war. Merkwürdigerweise waren alle Geschäfte geschlossen. Da fiel mir ein, es war ja Sonntag. Ich liess mich nicht entmutigen, lief weiter hinein in diese endlos weite Stadt voller Gegensätze. Neben gepflegten Palästen bröckelten Ruinen. Ich folgte einer Strasse, die bergauf führte. Die Gehsteige wurden holpriger, die Häuser baufälliger, die alle noch bewohnt waren. Ein halb eingefallenes Stockwerk wurde zur Terrasse, ideal zum Wäsche aufhängen. Weiter oben am Berg standen in schmucklosen Bars magere Männer am Tresen. Zwielfichtige Gestalten schlurften um die Ecke. Auf der gegenüberliegenden Strassenseite stand ein „Skelett“ von einem Maulesel an einen klapperigen Karren geschirrt. Das Tier hatte in der prallen Sonne kaum noch Kraft, die Fliegen und Mücken abzuwehren. Die Strassen hier waren löchrig. In den Gehsteigen klafften Risse, vorstehende Steine wurden zu Stolperfallen, die meisten Dolendeckel fehlten! So öffneten sich mitten auf dem Gehsteig grosse Löcher und man lief Gefahr, geradewegs in der der Kanalisation zu verschwinden. Die Deckel aus Eisen waren gutes Geld wert und wurden beim Altmetallhändler verscherbelt. Aus dunklen Nischen der Häuser lugten Männer hervor, kaum mehr als das Weiss ihrer Augen war zu sehen. Ich war schon in einigen Slums

dieser Welt unterwegs und hatte gelernt, mich an solchen Orten zu bewegen. Man darf vor allem keine Angst zeigen, Strassengauner sind Raubtieren ähnlich, sie können Angst riechen. Ich tat so, als wäre ich selber gefährlich, hätte irgendwo eine Waffe versteckt. So konnten sie mich nicht einordnen. Das half mir überall, ich wurde in Ruhe gelassen. Obwohl es in dieser Gegend völlig unsinnig war, hatte ich nicht vor, mein Vorhaben, weisse Schuhe zu finden, aufzugeben. Vielleicht war es auch nur ein Vorwand, weiter in den Slum vorzustossen.

Oben am Hügel öffnete sich ein kleiner staubiger Platz vor einer Kirche. Hitze flimmerte über dem Boden. Eine Reihe von Geschäften säumten den Platz, neben armseligen auch erstaunlich luxuriöse, alle geschlossen. Doch was war denn das!? Ein grosses, sauber herausgeputztes Schuhgeschäft, alter spanischer Stil, es hatte geöffnet. Ich staunte nicht schlecht, als ich in den hohen, von dunklem Holz gerahmten Schaufenstern inmitten schwarzer Schuhe ein einziges Paar weisser Schuhe sah! Ich dachte, ich halluziniere. Ich betrat den Laden und spürte an den Blicken der Verkäufer, dass sich hierher selten Weisse verloren. In dem doppelgeschossigen Geschäft wurde ich von zwei jungen Verkäufern aufmerksam bedient. Sie brachten mir verschiedene Grössen genau derjenigen weissen Schuhe, die im Schaufenster standen. Andere hatten sie nicht. Noch immer hatten sie Mühe, mich einzuordnen. Was macht dieser weisse Mann hier im Slum? Ist wahrscheinlich ein Gangster. Ich ignorierte ihre forschenden Blicke und probierte die Schuhe. Da ich später mit den Dingen spielen musste, testete ich ihre Sohlen auf dem glatten Boden auf ihre Rutschfestigkeit. Ich nahm Anlauf und schlitterte über die glatten Steinfliesen, die glitschig waren wie Eis. Es machte mir Spass, möglichst weit zu rutschen, besonders wie ich aus den Augenwinkeln sah, wie die beiden Verkäufer weiterhin rätselten, wer verdammt nochmals ist dieser verrückte Kerl. Also rutschte ich ausgelassen weiter bis sie lachten und ihr Misstrauen verschwand. Da begannen wir zu plaudern und ich erzählte ihnen, dass ich die Schuhe für einen Film brauche.

Sie staunten nicht schlecht. Es wurde ein äusserst vergnüglicher Einkauf im wahrscheinlich luxuriösesten Schuhgeschäft des ganzen Slums.

Als tags darauf am Set unsere dominikanischen Cateringfrauen erfuhr, wo ich meine weissen Schuhe gekauft hatte, weiteten sich erschrocken ihre Augen: “Uuuh, weisst du nicht, wie gefährlich das ist? Wir gehen da nie hinein! Da werden jeden Tag Menschen umgebracht. Schon für ein paar Dollar ...”

## ALS ALL DIE STARS UM MEIN BETT STANDEN

Da liege ich unter einer wohlig warmen Decke und um mein Bett stehen einige der berühmtesten deutschen Schauspielerinnen und Schauspieler. Ein paar Wochen zuvor hätte ich mir das im kühnsten Traum nicht vorstellen können, schloss ich da nämlich gerade mal meine Theaterausbildung ab.

Wir probten „Wie es Euch gefällt“ von Shakespeare auf der Luisenburg. Jedes Jahr finden auf dieser grössten Naturbühne Deutschlands Festspiele statt. Helmuth Matiasek führte Regie, ich spielte den Schäfer Sylvius. Da sich die Bühne über Treppen und Felswände hundert Meter bis zum Wald hoch auftürmte, kam Matiasek auf die Idee, meinen liebestollen Schäfer die fast senkrechten Wände hinunter rutschen zu lassen, um seiner Phöbe nachzustellen. Das sollte mir, in den hohen Bergen aufgewachsen, als Schweizer doch leicht fallen, meinte Matiasek. „Ihr klettert doch alle wie die Gamsen auf den Felsen herum“. Nun ja, ich kraxelte als Bub in unserem Garten auf die Bäume, mehr aber nicht. Doch ich war von der Idee begeistert und bald schon mit Eifer am üben. Bald hatte ich den Dreh draussen, wie ich mit meinen Bergschuhen wie auf Kufen die steilen Felsen hinuntergleiten konnte. Matiasek meinte: „Das sieht gut aus, wie ein echter Schweizer Gamsbock“!

Doch dann – während einer Probe passierte es! Die Darstellerin der Phöbe war rückwärtsgehend zu nah an den Felsen gekommen. Beim Runterrutschen sah ich das und versuchte meine Fahrt ab zu bremsen. Da hingte sich mein Fuss an einem Bord ein, kippte jäh nach innen, ein kurzer Aufschrei und ich lag am Fusse der Felswand neben meiner Phöbe. Sie hatte gerade noch zur Seite springen können. Ich weiss nicht, wie stark sie sich verletzt hätte, wäre ich ungebremst auf sie aufgeprallt. Durch den Schrei herbeigerufen, waren wir bald von Schauspielern umringt. Sie schauten auf mich hinunter, als sei die

Welt unter gegangen. So ist das am Theater, passiert ein Unfall, leiden alle mit. Ganz vorsichtig schnürte eine Schauspielerin meinen Schuh auf – der Knöchel war dick geschwollen. Mein ganzer Fuss verfärbte sich zusehends blauviolett, ich musste zum Arzt. Die Diagnose war niederschmetternd: Sehne angerissen, Blutergüsse, drei Wochen Fuss hoch lagern, Bettruhe. Da wurde beratschlagt, ob man mich nicht besser umbesetzen soll. Doch das wollte ich auf keinen Fall. „Ich könne ja notfalls mit einer schmerzstillenden Spritze spielen. Ich habe das bei einem anderen Unfall auch schon gemacht“. Noch bekam ich keine klare Antwort, wie es weiter gehen soll. Bitte nicht schon wieder! Vor fünf Monaten hatte ich einen Motorradunfall und die Hauptrolle in einem Film verloren.

Ich lag mit trüben Gedanken und hochgelagertem Fuss in meinem Zimmer auf einem Bauernhof. Da ging zwei Tage später die Türe auf und die Schauspieler der Schlusszene kamen zu mir ins Zimmer, um mit mir zu proben. Also hatten sie mich noch nicht aufgegeben. Und wer da alles kam! Die Maresa Hörbiger aus der berühmten Wiener Theaterfamilie, die Vera Tschechowa, der Kurt Weinzierl, der Vladim Glowna. In der Dachkammer des Bauernhofs standen sie um mein Bett und probten mit mir Shakespeare. Was für ein Gefühl! Ich hatte den richtigen Beruf gewählt. Ich genoss mein Glück unter meiner Bettdecke, gab mir aber Mühe, mir nichts anmerken zu lassen. War doch schliesslich jetzt ein Profi.

Kurz vor der Premiere konnte ich wieder auf der Naturbühne proben. Doch statt über die Felswände zu gleiten, verfolgte ich meine Phöbe humpelnd, trippelte auf den steilen Treppen ihr züchtig hinterher. Das fühlte sich aber derart bescheuert an, dass ich nach der Hauptprobe zum Regisseur ging: „Ich habe fast keine Schmerzen mehr. Ich schaff das an der Premiere über die Felswände.“ Matiassek war hin und hergerissen. Einerseits war es sein schöner Regieeinfall und spektakulär, andererseits war da das Risiko eines Totalausfalls. Er sicherte sich mit einem Anruf beim Arzt ab. „Gut, wir geben dir eine